

Christsein als Lebensform – grundsätzliche Überlegungen¹

von

CHRISTIAN GRETHLEIN

Schon ein kurzer Blick auf die theologischen Publikationen zum Thema Kirche, jedenfalls im deutschen Sprachraum, macht auf eine interessante Entwicklung aufmerksam: Wurde traditionell die Lehre von der Kirche im Rahmen der Dogmatik unter dem enzyklopädischen Stichwort »Ekklesiologie« reflektiert, so beginnt seit dem Ende der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Praktische Theologie die Bearbeitung dieses Themenfelds zu übernehmen.² Die gravierenden lebensweltlichen Veränderungen entzogen sich offenkundig der bisher eher traditionsorientierten dogmatischen Lehre von der Kirche und erforderten empirische Zugänge.

Doch auch hier ergeben sich Schwierigkeiten. »Kirche« – umgangssprachlich assoziiert mit Kirchengemeinde, Landeskirche bzw. Diözese und Kirchengebäude – verfehlt in biblisch-theologischer Perspektive die Weite des Verständnisses von »Ekklesia« im Neuen Testament. Dort werden das Haus (griechisch: *oikos*), die Zusammenkunft der Christ*innen am Ort, die Gemeinschaft der Christ*innen in einer Provinz sowie auf dem ganzen bewohnten Erdkreis (griechisch: *oikumene*) als »Ekklesia«, also als Kirche bezeichnet.³ Dazu setzt die (in Deutschland) überkommene Form der staatsanalog aufgebauten Kirchen-Institution – schon durch das Finanzierungsinstrument der vom Staat eingetriebenen Kirchensteuer – eine Selbstverständlichkeit der Kirchenmitgliedschaft voraus, die nicht mehr allgemein gegeben ist.⁴ Mit dem Kirchenaustrittsgesetz von 1873

¹ Die folgenden Überlegungen wurden in einer ersten Fassung auf dem Ephorenkonvent der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers am 26. April 2022 in Loccum sowie auf dem 3. Pastorkolleg Deutschland – Österreich – Schweiz am 21.06.2022 in Pullach vorgetragen und in erfreulich kooperativer Weise diskutiert. Sie konzentrieren Überlegungen, die erstmals systematisch in CH. GRETHLEIN, Christsein als Lebensform. Eine Studie zur Grundlegung der Praktischen Theologie (ThLZ.F 35), 2018, skizziert und dann geschichtlich in CH. GRETHLEIN, Christliche Lebensform. Eine Geschichte christlicher Liturgie, Bildung und Spiritualität, 2022, ausgeführt wurden.

² Bereits der Untertitel der ersten »Kirchentheorie« eines Praktischen Theologen weist auf den Übergang von Dogmatik zu Praktischer Theologie hin: R. PREUL, Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der Evangelischen Kirche, 1997.

³ Vgl. mit Stellenangaben CH. GRETHLEIN, Kirchentheorie. Kommunikation des Evangeliums im Kontext, 2018, 33–40.

⁴ Vgl. zum Folgenden genauer aaO 129–132.

wurde – rechtlich gesehen – die bis dahin verpflichtende Kirchenmitgliedschaft (Ausnahme: Juden) zur Option. Es brauchte teilweise mehr als hundert Jahre, bis diese auch in größerem Umfang realisiert wurde.⁵ Doch dürfte noch in diesem Jahrzehnt deutschlandweit die Zahl der Kirchenmitglieder deutlich unter die Hälfte der Bevölkerung sinken. Dazu ergeben Umfragen, dass die tatsächlichen Einstellungen der Menschen im Bereich der Daseins- und Wertorientierung nur teilweise mit der binären Kodierung von Kirchenmitgliedschaft übereinstimmen. So gibt es z. B. Kirchenmitglieder, die angeben, nicht an Gott zu glauben, wie umgekehrt sog. Konfessionslose, die sich zu diesem Glauben bekennen.⁶

In dieser Situation schlage ich vor, grundsätzlicher als in der Fixierung auf Kirche, sei sie als Institution, Organisation oder Bewegung verstanden,⁷ die Frage nach der christlichen Lebensform zu stellen. Auch das in seiner jetzigen Ausprägung sich Herausforderungen des 19. Jahrhunderts verdankende Konzept der »Religion« scheint mir nicht mehr zureichend. Sein Bezug auf den europäischen Protestantismus steht der von ihm beanspruchten Weite entgegen.⁸ Zudem ist »Religion« zumindest im pädagogischen Diskurs mit einer Engführung auf einen bestimmten Lebensbereich, eben den »religiösen«, verbunden.⁹ Demgegenüber fielen – nach Apg 11,26 – die ersten *Christianoi* durch ihr Verhalten auf. Dieses veranlasste in der weltanschaulich pluralistischen hellenistischen Metropole Antiochien Menschen dazu, ihre Mitbürgerinnen und Mitbürger so zu bezeichnen.

Die Bezeichnung »Kirche« – mit dem Rückgriff auf den ursprünglich säkularen Begriff der »Volksversammlung« (griechisch: *ekklesia*) – folgte erst dieser Beobachtung und trug der beobachtbaren Tatsache Rechnung, dass sich die *Christianoi* trafen und gemeinschaftlich verbunden erschienen. Es ist im Neuen

⁵ Vgl. die diesbezüglichen Tabellen zu Kirchenaustritten 1919–1945 bzw. 1990–2019 in: GRETHLEIN, Lebensform (s. Anm. 1), 203f bzw. 10f.

⁶ Vgl. z. B. zum »Glauben an Gott« oder zu Fragen religiöser Erfahrung H. BEDFORD-STROHM / V. JUNG (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, 2015, 500f; vgl. jetzt auch P.-A. AHRENS, Kirchenaustritte seit 2018. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativbefragung (SI-Studien aktuell 1), 2022.

⁷ Vgl. E. HAUSCHILD / U. POHL-PATALONG, Kirche, 2013, 138–215.

⁸ Vgl. F. WAGNER, Art. Religion II. Theologiegeschichtlich und systematisch-theologisch (TRE 28, 1997, 522–545), 542.

⁹ Vgl. z. B. die religionspädagogisch vielfach rezipierte pädagogische Theorie der »Modi der Weltbegegnung«, wie sie Jürgen Baumert entwarf (J. BAUMERT, Deutschland im internationalen Bildungsvergleich [in: N. KILIUS / J. KLUGE / L. REISCH (Hg.), Die Zukunft der Bildung, 2002, 100–150], 108–113; vgl. dagegen CH. GRETHLEIN, »Religion« oder »Kommunikation des Evangeliums« als Leitbegriff für die Praktische Theologie? [ZThK 112, 2015, 468–489]).

Testament aber durchaus noch präsent, dass der Anschluss an Jesus Christus nicht notwendig zu einer Gemeinschaftsbildung führen muss, wie die Erzählung von der Taufe des Kämmerers aus Äthiopien zeigt (Apg 8,26–40). Aktuell versucht die in Norwegen und Dänemark sich verbreitende Initiative der »Drop-in-Taufen« hieran anzuknüpfen.¹⁰

Diesem skizzierten empirischen und biblisch-historischen Befund entspricht in hohem Maß *der Begriff »Lebensform«*. Er setzt sich »aus der biegsamen Kategorie ›Leben‹ sowie dem »Ordnungsprinzip Form« zusammen.¹¹ »Damit ist dieser Begriff gleichermaßen offen für – besondere – Individualität und – allgemeine – Sozialität. Auch impliziert er ein Wissen um den Zusammenhang von Form und Inhalt, der einer bis heute nicht seltenen Engführung von Glauben auf kognitive Sätze entgegensteht.«¹² Schließlich erlaubt »Lebensform« eine angesichts der allgemeinen Individualisierung wichtige Binnendifferenzierung dadurch, dass sie unterschiedliche Lebensstile umfasst.¹³

1. *Impulse durch das Auftreten, Wirken und Geschick Jesu*

Christsein bezieht sich – wie bereits das erste, schon erwähnte Vorkommen der Bezeichnung *christianoī* in der multikulturellen Großstadt Antiochien, einer »Drehscheibe zwischen Ost und West«¹⁴ im 1. Jahrhundert zeigt (Apg. 11,26) – *grundsätzlich auf das Auftreten, Wirken und Geschick Jesu.*

Sein Leben vollzog sich vermutlich sehr bescheiden. Er stammte aus einem »kleinen, unbedeutenden Dorf in Untergaliläa, das zu seiner Zeit weniger als 400 Einwohner zählte«¹⁵. Dort war er wohl als Bauhandwerker tätig, vermutlich oft »auf Montage«.¹⁶ Jesus war nicht nur kein Priester – und wollte offenkundig auch keiner werden –, sondern lebte fern ab vom Jerusalemer Tempel, auf den sich damals das ganze kultische Handeln im Judentum konzentrierte. Offen-

¹⁰ Vgl. M. BARNOHL / E. HANDKE, Taufe to go – Erfahrungen in Dänemark, in: feinschwarz.net 5. Januar 2022, <https://www.feinschwarz.net/taufe-to-go/> (letzter Abruf 11.08.2022).

¹¹ Vgl. H. HRACHOVEC, Formvollendet? Nein danke! (in: CH. DENKER [Hg.], Lebensform Wittgenstein. Bilder und Begriffe, 2009, 21–24), 24.

¹² GRETHLEIN, Christsein (s. Anm. 1), 19 (Hervorhebung aufgehoben).

¹³ Hier scheint mir ein Differenzierungsgewinn gegenüber dem interessanten Vorschlag von CH. THEOBALD, Christentum als Stil. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa, 2018, gegeben zu sein.

¹⁴ J. ROLOFF, Die Apostelgeschichte (NTD 5), 1981, 177.

¹⁵ J. SCHRÖTER, Jesus von Nazaret. Jude aus Galiläa – Retter der Welt (Biblische Gestalten 15), 2009, 78.

¹⁶ M. EBNER, Jesus von Nazaret. Was wir von ihm wissen können, 2007, 99.

sichtlich war er diesem Kult gegenüber sehr kritisch: »Mit der Infragestellung des Tempels als des Zentrums der Identität Israels hatte er sich einer Grenzüberschreitung schuldig gemacht, die für die Führung des jüdischen Volkes nicht mehr akzeptabel war.«¹⁷

Im Zentrum von Jesu öffentlichem Wirken stand – nach übereinstimmender Erinnerung des Markus- und des Lukas-Evangeliums sowie der Logienquelle¹⁸ – die anbrechende Königsherrschaft Gottes. Religionsgeschichtlich begegnet die Vorstellung Gottes als König bereits in Kanaan und Ugarit. Das Besondere bei Jesus war, dass diese Königsherrschaft schon jetzt beginnt – und man auf sie nicht lediglich warten muss. Deshalb spielen heilgeschichtliche Reminiszenzen bei ihm keine besondere Rolle; vielmehr dominiert der in der weisheitlichen und apokalyptischen Tradition gepflegte Schöpfungsglaube.¹⁹

Von daher ist auch Jesu – schon von den Zeitgenossen als erstaunlich bzw. höchst anstößig wahrgenommenes – inklusives Kommunizieren mit als unrein geltenden Personen zu verstehen: z. B. mit Zöllnern (Luk 19,1–10) oder sogar einer Prostituierten (Luk 7,36–50). Weiter drehte er die damals – und auch später wieder – verbreiteten Reinheitsvorstellungen um. Nicht die Angst vor Verunreinigung bestimmte ihn. Vielmehr trat er kompromisslos für ethische Reinheit ein (Mt 15,17f.).²⁰ Auch dies begünstigte seine grundsätzliche Offenheit für alle Menschen. Dabei ließ er ihnen – wie die Beispielgeschichte vom sog. Reichen Jüngling zeigt – die Freiheit, sich zu seinen Einsichten zu verhalten (s. Lk 18,23). Seine inklusive Form von Kommunikation umfasst also stets die Möglichkeit zur Selbstexklusion.

Konkret vollzog Jesus die grundsätzlich ergebnisoffene Kommunikation dessen, was dann als »Evangelium« gefasst wurde, in drei Modi:

- im *Helpfen zum Leben*, etwa in Form von Heilungen sozial Segregierter;
- während gemeinschaftlicher *Mahlzeiten*, wobei etwa das ganze Lukas-Evangelium in seinem Aufbau durch solche Mahlzeiten bestimmt ist;
- beim *Lehren und Lernen*, wie vor allem seine Gespräche zeigen, in denen er nicht nur anderen etwa in den Gleichnissen die Augen öffnete, sondern sich durchaus – wie z. B. von der kanaanaïschen Frau – auch selbst in theologischen Fragen umstimmen ließ.²¹

¹⁷ SCHRÖTER, Jesus (s. Anm. 15), 286.

¹⁸ Vgl. J. BECKER, Jesus von Nazaret, 1996, 101.

¹⁹ Vgl. aaO 162.

²⁰ Vgl. A. ANGENENDT, Offertorium. Das mittelalterliche Meßopfer (LQF 101), ²2013, 75.

²¹ Vgl. zu dieser auf BECKER (s. Anm. 18), 176–233, zurückgreifenden Systematisierung CH. GRETHLEIN, Praktische Theologie, ²2016, 256–330.

Dabei war wichtig, dass diese drei Modi stets miteinander verbunden waren und so die Wirklichkeit auf Gottes Handeln hin durchsichtig machten. Spätere Segregationen einzelner Kommunikationsmodi – etwa ein auf die Schulstunden begrenzter Religionsunterricht (ohne Schulseelsorge und Schulgottesdienste) oder ausschließlich an den vorgegebenen Abrechnungsmodalitäten orientierte Formen von »Diakonie« – sind deshalb gefährdet, ihren evangeliumsbezogenen Charakter zu verlieren.

Auch folgten diese Kommunikationen der inklusiven Grundbestimmung und transzendierte damals übliche »kulturelle, soziale und religiöse Grenzziehungen«²². Vielleicht am klarsten kommt das besondere Profil von Jesu Wirken im Vaterunser zum Ausdruck, das im Zentrum von Jesu Bergpredigt steht. Ursprünglich wohl in aramäischer Sprache, also nicht im sonst kultisch üblichen Hebräisch verfasst fällt die Offenheit der Bitten auf.²³ Sie können in unterschiedlichen Situationen konkretisiert werden. Die Anrede unterstreicht eindrücklich die Gleichheit aller Menschen, insofern Kinder grundsätzlich gleichberechtigt gegenüber ihrem Vater sind. Auch sonst wies Jesus Versuche zur Hierarchiebildung strikt zurück (Mt 23,8–12). Die später das Leben der verfassten Kirche bestimmende Unterscheidung von Klerikern (bzw. Ordinierten) und Laien wäre ihm zutiefst fremd gewesen.

Schließlich verdienen – nicht zuletzt in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht – die ethischen Weisungen Jesu Aufmerksamkeit. Sie unterschieden sich von Anfang an nach den verschiedenen Adressatenkreisen, mit denen er kommunizierte. Zum einen wandte er sich an Menschen, die mit ihm durch Galiläa zogen, also auf feste Unterkunft und Familie verzichteten. Zum anderen sprach er aber genauso zu und mit Menschen, die weiter am angestammten Ort und in ihren bisherigen Sozialbezügen blieben. Die sich daraus ergebenden Differenzierungen werden etwa beim Themenbereich Ehe / Familie deutlich. Jesus selbst lebte offenkundig ehelos und forderte den radikalen Bruch mit der Familie (s. Mt 19,29); andererseits verbot er – über das jüdische Gesetz hinausgehend – die Ehescheidung (Mt 5,27f.).²⁴ Ähnliche Unterschiede lassen sich bei seinen Äußerungen zu Geld und Eigentum beobachten. Auf der einen Seite rief er die ihm direkt Folgenden zu radikalem Verzicht auf (Mt 10,5–42); auf der anderen Seite schärfte er ein, sich nicht an den »Mammon« zu verlieren (Mt 6,24), ohne allerdings Eigentum grundsätzlich zu verbieten.²⁵ Von daher gehört also zur christlichen Lebensform von Anfang an ein Pluralismus der Lebensstile, der erhebliche Dif-

²² R. VON BENDEMANN, Die Fülle der Gnade – Neutestamentliche Christologie (in: J. SCHRÖTER [Hg.], Jesus Christus [ThTh 9], 2014, 71–118), 81.

²³ Vgl. U. LÜZ, Das Evangelium nach Matthäus (Mt 1–7) (EKK I/1), ⁵2002, 456.

²⁴ Vgl. SCHRÖTER, Jesus (s. Anm. 15), 217.

²⁵ Vgl. aaO 228.

ferenzen im ethischen Verhalten impliziert und verschiedene Formen von Gemeinschaftsbildung ermöglicht.

Insgesamt bestimmte also Jesus seine Botschaft von der anbrechenden Königsherrschaft Gottes nicht systematisch-deduktiv (oder statisch-institutionell), sondern situativ-personenbezogen. Jenseits traditioneller heilsgeschichtlicher Konzepte kommunizierte er radikal inklusiv. Selbst Sünder*innen, Zöllner und Prostituierte konnte er so zu seiner Familie zählen. »*Christsein zeichnet sich (demnach) durch Offenheit für alle Menschen und Distanz zu materiellem Besitz sowie zu Hierarchien aus. Die hierfür grundlegende Nächstenliebe ist begründet im Vertrauen auf Gott als Vater.*«²⁶

2. Christsein zwischen Adaption von und Kontrast zu Bestehendem

Schon bald beobachteten Zeitgenossen ein *Ineinander von Adaption allgemein üblicher Lebensweisen durch die »Christianoi« als auch deren Kontrast zu ihnen*. So wirbt der vermutlich aus den letzten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts stammende (aber erst 1436 in Konstantinopel entdeckte) Text »An Diognet«²⁷ folgendermaßen (4,6–5,12) für die christliche Lebensform:

»Sie bewohnen jeder ein Vaterland, aber wie Nichtbürger, sie haben an allem Anteil wie Bürger, und alles erdulden sie wie Fremde. Jede Fremde ist für sie Vaterland und jedes Vaterland Fremde. Sie heiraten wie alle und bekommen Kinder; aber sie setzen die Neugeborenen nicht aus. [...] Einen gemeinsamen Tisch stellen sie auf, aber nicht ein (gemeinsames) Bett [...]. Sie gehorchen den erlassenen Gesetzen, und mit der ihnen eigenen Lebensweise überbieten sie die Gesetze. Sie lieben alle, und von allen werden sie verfolgt. Man kennt sie nicht, und doch verurteilt man sie.«²⁸

Neben vielen Angleichungen wird hier die Ablehnung des in der Antike allgemein üblichen und verbreiteten Infantizids als für *Christianoi* typischer Kontrast genannt, begründet im Glauben an Gott als Schöpfer.

Insgesamt überwogen aber bald die Adaptionen. So begegnen bereits im 2. Jahrhundert Exklusionen, etwa bei der Zulassung zur Taufe oder zum Abendmahl. Vor allem bildete sich in Analogie zu paganen Kulturen eine Priesterschaft aus, und dann innerhalb dieser eine Hierarchie: Bischof – Priester – Diakon. Dies stand in direktem Gegensatz zum inklusiven Impetus der jesuanischen Kommunikationen. Ebenso übernahmen die christlichen Gemeinden rasch all-

²⁶ GRETHLEIN, Lebensform (s. Anm. 1), 35.

²⁷ Vgl. zu den historischen Problemen und der inhaltlichen Gesamtausrichtung H. LONA, Die Schrift »An Diognet« (in: W. PRATSCHER [Hg.], Die Apostolischen Väter. Eine Einleitung, 2009, 208–225).

²⁸ Zitiert nach CH. MARKSCHIES, Das antike Christentum, ³2016, 95f.

gemein in den paganen Kulturen übliche Reinheitsvorstellungen. Dass Frauen keinen Zugang zum Priesterdienst fanden, dürfte wesentlich hiermit zusammenhängen. Die Monatsblutung machte sie in den Augen antiker Menschen unrein. Zunehmende kultische Prägung, etwa greifbar in der priesterlichen Zelebration der Eucharistie, prägte das Christentum, vielerorts bis heute.

Einen gewaltigen Umbruch bedeutete weiter die Transformation zur Staats-»Religio« im 4. Jahrhundert. Der Glaube an Jesus Christus als den von den Toten auferstandenen Herrn avancierte zur einheitsstiftenden Religion. Diese stützte traditionell nicht zuletzt die bestehenden staatlichen Hierarchien. Auch innerkirchlich wurde die hier vorherrschende autoritäre Strukturierung von Sozialität übernommen. Die in der Anrede des Vaterunsers von Jesus so nachdrücklich formulierte Gleichheit aller Menschen – alle sind Kinder Gottes – war vergessen.

Schließlich setzte der von Karl dem Großen in den innergermanischen Auseinandersetzungen durchgesetzte Taufzwang einen Schlusspunkt unter diese Entwicklung. Besiegte Heerführer und deren Gefolge wurden vor die Alternative Taufe oder Tod gestellt.²⁹ Die zur Kommunikation des Evangeliums gehörende Freiheit, die der machtlose Mann aus Nazaret so eindrücklich lebte, wich einer Auffassung von Gott, dem man am besten im obrigkeitlich domestizierten Kollektiv diente – und dann entsprechend belohnt wurde.

Allerdings skizzierte ich bis jetzt nur eine Entwicklung, die vom Auftreten, Wirken und Geschick Jesu ausging und diese Impulse durch die Adaption paganer Vorstellungen, kollektiven Kultus sowie die Synthese mit der Obrigkeit zunehmend in ihr Gegenteil verkehrte. Sie wurde begleitet von immer neuen Aufbrüchen, in denen Menschen sich wieder an den Erinnerungen an Jesus orientierten, etwa durch Hinwendung zur Armut, durch Einsatz für Schwache und Kranke und Ähnliches. Teilweise entstanden so neue Sozialformen innerhalb der Kirche in Form von Orden, Bruder- und Schwesternschaften, teilweise auch Gegenbewegungen, die dann – wie die Katharer oder später die Taufgesinnten – mit Gewalt verfolgt wurden. Damit wurde wenigstens in Ansätzen der pluralistische Grundzug jesuanischen Lehrens und Lernens aufgenommen und fortgeführt.

Eine wichtige Opposition gegenüber einer machtförmigen Kirche stellte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Reformation dar. Entgegen der päpstlichen Hierarchie und einer verbreiteten *Do-ut-des*-Frömmigkeit versuchten die Reformatoren – mit im Einzelnen unterschiedlichen Akzentuierungen³⁰ – wieder den Blick auf Gott den Vater zu lenken, der auch jenseits menschlicher

²⁹ Vgl. mit Quellenangaben V. LEPPIN, *Geschichte des mittelalterlichen Christentums* (NThG), 2012, 120.

³⁰ Vgl. z. B. das anschauliche Exempel in A. BEUTEL, *Wurst und Wort. Der 9. März 1522 als ein zweifach epochales Datum der Reformationsgeschichte* (ThLZ 147, 2022, 159–176).

Leistungen barmherzig ist. Allerdings kam es in den neuen Kirchen schnell zu obrigkeitlichen Adaptionen, organisatorisch etwa durch Eingliederungen ins landesherrliche Kirchenregiment und innerkirchlich durch die Ausbildung eines eigenen geistlichen Standes, rituell dann in der Ordination begangen.³¹ Hier sind ebenfalls neue Aufbrüche zu verzeichnen: etwa im Pietismus – in seinen unterschiedlichen Spielarten –, in den sog. Freikirchen, die die staatsanaloge Organisationsform ablehnten, oder aktuell in digitalen Kommunikationen, bei denen durch ihre grundsätzlich symmetrische Anlage traditionelle Hierarchien mit ihren Ansprüchen ins Leere laufen.³²

Auf jeden Fall führte die Erinnerung an das Auftreten, Wirken und Geschick Jesu, von dem die Evangelien berichten, immer wieder zu Aufbrüchen, die in Kontrast zum Üblichen, auch dem in den Kirchen Praktizierten standen. Dabei begegnet manchmal wieder die Lebensform, die schöpfungstheologisch begründet, hierarchiekritisch und inklusiv ausgerichtet ist. Praktisch äußerte sie sich in den drei kommunikativen Modi des Helfens zum Leben, des gemeinschaftlichen Feierns sowie des Lehrens und Lernens.

In dieser Perspektive verdienen heute die sich ausbreitenden Aktivitäten sog. Freier Ritualbegleiter*innen (praktisch-)theologisches Interesse.³³ Hier kommt es – nicht selten durch theologisch ausgebildete Personen³⁴ – bei der Begleitung von Übergängen zum Leben immer wieder zu Kommunikationen des Evangeliums jenseits des in den kirchlichen Institutionen mit den Amtshandlungen dafür Vorgesesehenen.³⁵

3. *Christsein als heute aktuelle Lebensform*

Das Ringen um eine adäquate Lebensform ist heute im Kontext einer pluralistischen Gesellschaft sowie der gegenwärtigen aktuellen Verunsicherungen – Stichworte: Klimawandel, Pandemie, Krieg in Europa – unübersehbar. Das Profil der

³¹ Vgl. W. GRÄB, *Lebensgeschichten – Lebensentwürfe – Sinndeutungen. Eine praktische Theologie gelebter Religion*, 1998, 304f.

³² Vgl. ausführlicher CH. GRETHLEIN, *Kommunikation des Evangeliums in der digitalen Welt. Chancen und Gefährdungen christlicher Freiheit* (in: K. MERLE / I. NORD [Hg.], *Mediatisierung religiöser Kultur. Praktisch-theologische Standortbestimmungen im interdisziplinären Kontext* [VWGTh 58], 2022, 367–384).

³³ Vgl. hierzu T. SCHWEIGHOFER, *Das Leben deuten. Eine praktisch-theologische Studie zu Freier Ritualbegleitung* (STPS. 109), 2019.

³⁴ Vgl. für Österreich aaO 105f.

³⁵ Vgl. z. B. M. SASS, »Rent a Pastor«? Beobachtungen zur Ritualpraxis im Zeitalter der Digitalisierung (in: U. WAGNER-RAU / E. HANDKE [Hg.], *Provozierte Kasualpraxis. Rituale in Bewegung* [PThe 166], 2019, 131–140).

christlichen Lebensform tritt anschaulich hervor, wenn man sich andere gegenwärtig aktuelle Lebensformen vor Augen führt, die letztlich alle in den Kampf »Humans versus Nature«³⁶ eingeordnet werden können.

Immer noch eindrücklich ist die Präsentation der Lebensform *Homo faber* 1957 durch Max Frisch.³⁷ Die Hauptfigur des gleichnamigen Romans, ein Ingenieur, verweigert sich konsequent allen möglichen Formen von Transzendenz, auch der Kunst³⁸ oder den Schönheiten der Natur³⁹. Ein Mädchen mit dem Namen Elisabeth – wörtlich: »mein Gott ist Fülle« – nennt er konsequent »Sabeth«, kürzt also den Gottesbezug (»Eli«) aus ihrem Namen.⁴⁰ Die Arbeit als Ingenieur ist das Zentrum seines Lebens als Mann,⁴¹ wobei sein besonderes Interesse – aus heutiger Sicht gleichsam prophetisch – der Kybernetik, konkret Rechenmaschinen, gilt.⁴² Die den *Homo faber* umgebende Welt ist ihm lediglich Material für seine technischen Hantierungen. Dass diese Lebensform nach wie vor weit verbreitet ist, zeigt ein rascher Blick in die uns umgebenden Dinge, weitgehend technisch produzierte Artefakte.⁴³

Verwandt mit dieser Lebensform ist die des *Homo oeconomicus*. Die Ökonomin Maja Göpel charakterisiert sie knapp und anschaulich folgendermaßen:

»Das Menschenbild, das hinter den meisten ökonomischen Theorien steckt, ist das eines Egoisten, der in jeder Situation darauf bedacht ist, kühl den eigenen Vorteil zu kalkulieren. Wenn der Mensch sich entscheiden muss, dann wird er als Konsument immer das wählen, was ihm den größten Nutzen bringt, und als Produzent für das entscheiden, was ihm den höchsten Gewinn verspricht.«⁴⁴

Und:

»Der homo oeconomicus kennt keine qualitativen Unterschiede zwischen Ressourcen, keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern, keine Kooperation, kein Mitgefühl, keine Verantwortung, weder auf der Ebene des Einzelnen noch auf jener der Gesellschaft, er kennt genau genommen noch nicht einmal so etwas wie Gesellschaft.«⁴⁵

³⁶ Vgl. D. HEADRICK, *Humans versus Nature. A Global Environmental History*, 2020; vgl. auch R. P. STEFERLE, *Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt* (Werkausgabe Rolf Peter Sieferle 5), 2020 (1997).

³⁷ M. FRISCH, *Homo Faber. Ein Bericht*, 1957.

³⁸ Vgl. am Beispiel Louvre aaO 93f.

³⁹ Vgl. z. B. aaO 28 oder 70.

⁴⁰ Vgl. aaO 90. 162.

⁴¹ Vgl. aaO 111.

⁴² Vgl. aaO 90f.

⁴³ Vgl. hierzu F. TRETMANN, *Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute*, 2019.

⁴⁴ M. GÖPEL, *Unsere Welt neu denken. Eine Einladung*, 2020, 56.

⁴⁵ AaO 67.

Stärker alltägliches Hantieren nimmt schließlich die Lebensform des *Homo simultans* in den Blick. Der Zeitforscher Karlheinz Geißler charakterisiert sie anschaulich folgendermaßen:

»– Simultanten bemühen sich immerzu und überall, mehrere Aufgaben gleichzeitig zu erledigen. Ihre Maxime heißt: ›Fixer, dichter, mehr!‹ Ihr Motto: ›Alles, gleichzeitig und sofort.«

– Erreichbar sind sie – in den meisten Fällen elektronisch – jederzeit und an jedem Ort. Sie bevorzugen für sich und ihre Geräte den Zeitmodus des Stand-by und den des On-Demand.

– Zu Hause sind Simultanten im Unterwegs des ort- und zeitlosen Netzes. Dort kennen sie sich besser aus als in ihrem Stadtteil.

– Sie vermeiden verbindliche und langfristige Festlegungen, wo immer es möglich ist. Sie kennen weder feste noch regelmäßige Arbeitszeiten. Flexibilität ist ihr ein und alles.«⁴⁶

Gewiss, diese Lebensformen sind recht plakativ skizziert. Sie könnten etwa noch gender-, alters- oder milieuspezifisch ausdifferenziert werden. Doch erfassen sie gut Angebote von Lebensformen, denen heutige Menschen ausgesetzt sind und denen sie auch folgen. Diese Lebensformen haben zweifellos ihre Attraktivitäten: Der Siegeszug der Technik prägt das Leben von uns Allen – jedoch mit zunehmend selbstzerstörerischen Nebenfolgen. Viel Geld zu haben, ermöglicht ein komfortables Leben mit üppigen Genüssen. Der in der heutigen Wirtschaftsform dabei entstehende Schatten von Armut sowie von Umweltzerstörung ist allerdings unübersehbar. Die rasante Verbreitung elektronischer Geräte zeigt die hohe Attraktivität der durch sie ermöglichten Kommunikation. Dass mit ihrer Benutzung – auch jenseits der ökologischen Probleme – Gefahren verbunden sind, von einer Abhängigkeit bis hin zu spezifischen Kommunikationsformen wie »hate-speeches«, ist mittlerweile offenkundig.

Die christliche Lebensform steht grundsätzlich im Kontrast zu diesen drei Lebensformen. Zwar werden auch Christinnen und Christen technisch hantieren, besitzen Eigentum und beteiligen sich an elektronischer Kommunikation. Doch sind diese Praxen im wörtlichen Sinn relativiert, also auf größere Zusammenhänge bezogen. Dabei ist grundlegend das Vertrauen darauf, dass Gottes Schöpfung gut ist. Nicht das technische Hantieren des Menschen ist demnach primär, sondern das Empfangen von Gottes Schöpfungsgaben. Auch in ökonomischer Hinsicht steht der Schöpfungsglauben einer egozentrischen Wirtschaftsweise entgegen. Gott ist der Eigentümer der Dinge; sie sind den Menschen nur zur Verwaltung anvertraut. Dazu kommt Jesu Einsicht in die Gleichheit aller Menschen wie sie die Vaterunser-Anrede mit dem Bild der Kinder Gottes zum Ausdruck bringt. Die daraus resultierende Nächstenliebe steht ichbezogenem

⁴⁶ K. GEISLER, Alles hat seine Zeit, nur ich hab keine. Wege in eine neue Zeitkultur, 2014, 189.

Wirtschaften entgegen. Das Wohl des Nächsten, und nicht nur der gleichzeitig mit mir Lebenden, sondern auch das der nach mir Lebenden sind demnach wichtige Gesichtspunkte beim Wirtschaften. Die zitierte Ökonomin Göpel konstatiert – unter Bezug auf Tim Kasser⁴⁷:

»Materielle und soziale beziehungsweise umweltorientierte Werte verhalten sich den materialistischen Werten gegenüber wie auf einer Wippe. Wenn die einen zunehmen, nehmen die anderen ab. Wenn die homo-oeconomicus-Perspektive Kultur und Struktur dominiert, dreht sich alles um Status, Macht und Geld. Gleichzeitig schwinden Mitgefühl, Großzügigkeit und Umweltbewusstsein, und die Frage nach dem Genug und dem Wohlergehen des Ganzen wird aus Theorie und Weltanschauung getilgt. [...] Die Werte-Wippe funktioniert auch in die andere Richtung. Sobald die sozialen und ökologischen Werte höher im Kurs stehen, sinkt die Wichtigkeit der materiellen Werte.«⁴⁸

Deutlich tritt hier zum einen der Kontrast zu Tage, in dem die im Schöpfungs-glauben gegründete Lebensform zum *Homo oeconomicus* steht, zum anderen aber in der gegenwärtigen ökologischen Situation ihre große Attraktivität. Denn sie motiviert zu einer umweltbewussten Lebensweise nicht auf Grund irgendwelcher Verordnungen, sondern aus *Dankbarkeit für das Geschenk der Schöpfung*.

Ein jeden Menschen betreffender Konfliktbereich hinsichtlich der Lebensform besteht beim Umgang mit Sterben und Tod. Die Transformation der bis ins 19. Jahrhundert üblichen Sterbebegleitung durch einen Priester / Pfarrer in den technisch geführten und ökonomisch ausgerichteten Kampf um die Verlängerung des Lebens im kurativmedizinisch ausgerichteten Krankenhaus ist ein Beispiel für den Siegeszug der Lebensformen *Homo faber* und *Homo oeconomicus*. Erst langsam beginnen sich mit der Hospizbewegung und der Palliativmedizin Alternativmodelle zu entwickeln, die das Sterben als Teil der von Gott geschenkten Geschöpflichkeit wahrnehmen lassen.⁴⁹

4. Ausblick

Durch die lange Zeit erzwungene allgemeine Kirchenzugehörigkeit der Menschen in unserem Kulturkreis und die dementsprechende Reduktion der sog. kirchlichen Verkündigung auf Glaubensinhalte ist der Grundcharakter des Christseins als Lebensform in den Hintergrund getreten bzw. weithin vergessen. Die konfessionellen, also sich dogmatischen Auseinandersetzungen in früheren Jahrhunderten verdankenden Separierungen bei der Organisation der Gemein-

⁴⁷ T. KASSER, *The High Price of Materialism*, 2002.

⁴⁸ GÖPEL (s. Anm. 44), 133f.

⁴⁹ Vgl. hierzu ausführlich CH. GRETHLEIN, *Sterben und Tod – Teil des Lebens*, 2022.

schaft von Christinnen und Christen zeigen dies deutlich. Der von Anfang bei den Jesus Nachfolgenden sowie in dessen Wirken selbst zu beobachtende Pluralismus wird hier in konfessionelle Selektionen und Exklusionen transformiert, die ein Charakteristikum des Evangeliums verfehlen bzw. verstellen.

Zugleich stellen ökologische und soziale Veränderungen die nach wie vor rasch wachsende Menschheit vor grundlegende Herausforderungen, in denen es bereits heute und in absehbarer Zeit grundlegend um die Lebensmöglichkeit für viele Menschen auf der Erde geht.⁵⁰ Die Lebensformen, die sich im Zuge von vielfältigen und teilweise deutlich dem Auftreten, Wirken und Geschick Jesu widersprechenden Kontextualisierungen des Christentums herausbildeten, erscheinen nicht nur in theologischer, sondern auch in ökologischer und ökonomischer Perspektive als dysfunktional.

Eine in dieser Situation wirkende Kirche hat die theo-logische Aufgabe, *die christliche Lebensform als aktuelle Möglichkeit der Lebensgestaltung* zu kommunizieren und Raum für deren individuelle und soziale Praxis zu eröffnen. Reduktionen auf Kultus, Glauben oder Ethik sind hierbei nicht tragfähig. Auch die gegenwärtigen kirchlichen Organisationsformen werden kritisch in den Blick kommen. Denn deren in Deutschland staatsanaloge Institutionalisierung und die mit ihr verbundene binäre Mitgliedschaftskodierung stehen in Spannung zur inklusiven Offenheit der Kommunikation des Evangeliums, wie es die Evangelien für Jesu Auftreten und Wirken erinnern.

Dabei wird kirchliche Arbeit heute mehrfach unterstützt, indem auch von außerhalb der Theologie auf die Bedeutung der christlichen Lebensform bzw. mit ihr verbundener Einsichten hingewiesen wird: etwa in Hartmut Rosas soziologischer Resonanz-Theorie⁵¹ oder Friedemann Schulz von Thuns kommunikationspsychologischem 5-Felder-Modell⁵². Solche Bezüge sind wichtig. Denn Umfassenheit ist ein Kennzeichen von Lebensform. Deshalb wird eine Kirche, die die Förderung der christlichen Lebensform zum Ziel hat, stets bemüht sein, Kontakte zu außerhalb ihrer Organisation stattfindenden Kommunikationen zu ermöglichen und zu pflegen.

⁵⁰ Vgl. z. B. E. U. VON WEIZSÄCKER / A. WIJKMAN u. a., *Wir sind da. Club of Rome: Der große Bericht. Was wir ändern müssen, wenn wir bleiben wollen*, 2017.

⁵¹ Vgl. H. ROSA, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, 2016.

⁵² Vgl. F. SCHULZ VON THUN, *Erfülltes Leben. Ein kleines Modell für eine große Idee*, 2021.

Summary

As churches in Germany undergo profound change, reviewing the understanding of »ek-klesia« in the New Testament and among the first Christians helps open up a wider horizon. At that time, people were actually surprised by the special way of living Christianity offered. This changed in the course of Christian history between adaptation to the usual and contrast to it. The memory of Jesus' conduct, work and skill led again and again to corrections in this process of contextualisation. Today, social, cultural and political changes challenge the church anew to support people in their Christian way of life. In the process, common forms of life such as homo faber, homo oeconomicus and homo similtans are corrected.

Schlagworte: Christsein; Jesus; Kirche; Kontextualisierung; Lebensform

Prof. Dr. Christian Grethlein
Professor em. für Praktische Theologie
an der Evangelisch-Theologischen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster